

Je mehr Weizen, desto größer der Hunger

Warum sich der Agrarriese Afrika nicht mehr ernähren kann

Hunger“ ist ein ungenaues, ein emotionales Wort. Es beschwört Bilder von ausgemergelten Menschen mit faltiger Haut, starren Augen und Bettelschalen in der Hand.

Solche Hungeropfer sah man im Biafra-Krieg, in Kambodscha nach dem Schreckensregime Pol Pots oder während der großen Dürre im Sahel zwischen 1968 und 1973. Sie kommen heute wieder aus Afrika, aus einigen Provinzen Äthiopiens, Mozambik oder Mauretaniens.

Solche Bilder sind dramatisch und mitleiderregend, doch sie spiegeln die Wirklichkeit nur in kleineren Notstandsgebieten wider. Aber mit schleichendem Hunger, mit Fehl- und Unterernährung, die nach außen weniger sichtbar sind, werden etliche Länder nicht fertig.

Von 350 Millionen Schwarzafrikanern lebt beinahe die Hälfte unterhalb der Armutsgrenze, 90 Millionen sind schlecht ernährt. Zwar stirbt nicht jeder unterernährte Erwachsene gleich an Hunger, ist aber für alle Krankheiten anfällig, hat kaum noch Chancen, von seiner Arbeitskraft zu leben.

Am schlimmsten trifft es die Schwächsten. Jeden Tag, so das Uno-Kinderhilfswerk Unicef, sterben weltweit 40 000 Kinder unter fünf Jahren, die wenigsten unmittelbar an Hunger, sondern an einer fatalen Mischung: an Infektionskrankheiten, Durchfall, mangelnder Hygiene und Unterernährung. Allein eine Million Babys und Kleinkinder fallen jedes Jahr in Afrika der Malaria, den Röteln und Masern zum Opfer, weil sie zu schwach sind, Abwehrkräfte zu entwickeln.

Wenn heute Menschen hungern, so liegt das nicht etwa an absolutem Nahrungsmangel, sondern an ihrer Armut: Sie können sich kein Essen leisten. Das ist die zentrale Erkenntnis der unabhängigen Nord-Süd-Kommission unter dem Vorsitz von Willy Brandt.

Die Weltnahrungsproduktion reicht nämlich statistisch für alle Menschen aus. In den siebziger Jahren wurden für jeden Mann, jede Frau und jedes Kind durchschnittlich zwei Pfund Getreide am Tag produziert. Das sind mehr als die 3000 Kalorien, die ein wohlgenährter Mensch täglich verbraucht.

Die reichen Industriestaaten, die USA, Kanada, Australien und Europa, produzieren Riesenüberschüsse. In vielen Entwicklungsländern dagegen hält der Getreideanbau tatsächlich nicht mehr mit der steigenden Bevölkerungszahl Schritt.

Das Wohllleben der entwickelten Länder steht in engem Zusammenhang mit

der Nahrungslücke in der Dritten Welt. Die Bewohner der Industriestaaten essen viel und gern Fleisch. Aber Kühe und Schweine sind sehr aufwendige Eiweißproduzenten. Die amerikanische Ernährungswissenschaftlerin Frances Moore Lappé hat etwa errechnet, daß ein Rind sieben Pfund hochwertiges Getreide fressen muß, um ein Pfund eßbares Fleisch anzusetzen.

So werden rund 40 Prozent des Weltgetreides gegenwärtig als Viehfutter verwendet. Von der bundesdeutschen Ge-



Hungerndes Kind in Somalia
40 Prozent des Weltgetreides fürs Vieh

treideernnte wandern sogar 60 Prozent in die Tiertröge. Knapp die Hälfte der Futtermittelimporte der Bundesrepublik kommt aus Ländern der Dritten Welt, in denen ein Teil der Bevölkerung unterernährt ist: Soja aus Brasilien, Maniok aus Südostasien, Erdnüsse aus dem Sahel.

Durch seine Vorliebe für Fleisch braucht ein Mitteleuropäer oder Nordamerikaner indirekt eine dreiviertel Tonne Getreide pro Jahr. Die Menschen in den Entwicklungsländern essen nur ein Fünftel der Menge, fast alles davon in Form von Getreide, Hirse, Reis.

Was liegt da näher, als die Nahrungsmittelüberschüsse aus der reichen Welt

in die Hungergebiete zu schicken? Allein die Bundesrepublik hat 1982 überwiegend Weizen und Milchpulver im Wert von 565,6 Millionen Mark aus den überfüllten Lagerhäusern gespendet. Aus dem EG-Entwicklungsfonds flossen im vergangenen Jahr 558 Millionen Ecu (1,26 Milliarden Mark). Auch die USA ließen sich nicht lumpen und schickten 40 Prozent ihrer Entwicklungshilfe als Nahrungsmittel.

Doch je mehr Großraumflugzeuge Säcke voller Lebensmittel nach Afrika transportieren, je mehr Weizenschiffe zu afrikanischen Häfen starten, desto größer scheint der Hunger auf dem Schwarzen Kontinent zu werden.

Hunger und Unterernährung in Afrika haben viele Ursachen:

- ▷ Die meisten afrikanischen Länder haben von ihren Kolonialherren eine auf den Export ausgerichtete Landwirtschaft geerbt. Kaffee, Kakao, Erdnüsse und Baumwolle werden auch aus Ländern exportiert, die sich selbst nicht mehr versorgen können. Während der großen Dürre von 1968 bis 1973 hatte das Hungerland Mali Superernten: Die Reisproduktion – für den Export – stieg enorm, der Erdnüßertrag lag um 70 Prozent, die Baumwollsaamenproduktion sogar um 400 Prozent höher als in den Vorjahren.
- ▷ Nach Erlangung der Unabhängigkeit Anfang der 60er Jahre vernachlässigten die Afrikaner ihre heimische Landwirtschaft. Industrialisierung nach westlichem Vorbild war gefragt. Anfangs kaum bemerkt, hat die Nahrungsmittelproduktion pro Kopf um 10 bis 20 Prozent abgenommen.
- ▷ Die derzeitige Dürre im Sahel und im südlichen Afrika hat schlechtere Ernten gebracht und damit Mißwirtschaft und Versorgungsschwierigkeiten noch verschärft, wurde aber ihrerseits auch durch den von Menschen betriebenen langsamen Zusammenbruch des Ökosystems verursacht, etwa im Sahel: Der Mensch schafft die Wüsten durch Überweidung, Abholzung und Überbeanspruchung der Böden selbst.
- ▷ Auf jeden Afrikaner kamen 1983 etwa 19 Dollar Entwicklungshilfe. Doch viele prestigeträchtige Großprojekte wie Staudämme, Straßen und Häfen waren an der Bevölkerung vorbeigeplant.

In Afrika wächst die Bevölkerung in rasantem Tempo. Bei einer Zuwachsrate von drei Prozent wird sie sich schon in 24 Jahren verdoppelt haben. Das heißt, daß



Käufer vor staatlichem Getreidelager in Obervolta: Freie Händler zur Preisdisziplin gezwungen

die ohnehin armen Länder in dieser Frist nicht nur die Nahrungsmittel, sondern auch die Versorgung mit sauberem Wasser und Wohnungen sowie die Zahl der Arbeitsplätze verdoppeln müßten, auch für reichere Länder unmöglich.

Die Nahrungsmittelhilfe aus Europa und den USA, in Katastrophenzeiten für die Hungernden notwendig, ist langfristig Gift. Sie macht Afrika von den Spendern wirtschaftlich und politisch abhängig und hat das Preisgefüge der einheimischen Landwirtschaft durcheinandergebracht. Die Bauern können mit dem geschenkten Weizen nicht konkurrieren.

Dabei ist Afrika ein potentieller Agrargigant. Vier Fünftel seiner Bevölkerung sind auch heute noch Bauern oder Hirten. Dank der traditionellen Stammeswirtschaft ist die Landverteilung ausgeglichener als etwa in Südamerika, wo das von den Spaniern ererbte Latifundiensystem die Entwicklung hemmt.

Als die afrikanischen Kolonien Frankreichs und Englands zu Beginn der 60er Jahre unabhängig wurden, hatten sich die jungen Nationen noch selbst versorgen können. Staaten wie Nigeria, die Elfenbeinküste und Kenia produzierten Überschüsse, exportierten Palmöl, Ananas, Kokosnüsse, Erdnüsse oder Sisal.

Doch Afrikas Staatschefs, ob dem kapitalistischen oder dem sozialistischen System zugeneigt, haben die Landwirtschaft als rückständige Branche ihrer Vorväter betrachtet, die höchstens über hohe Steuern dazu beitragen sollte, die Entwicklung moderner Städte und überdimensionierter Industrien nach westlichem Vorbild zu finanzieren. Folge: Die Felder blieben brach liegen, die Söhne zogen in die Städte, um wenigstens in

den Slums die Segnungen des modernen Lebens mitzubekommen.

Nach der Dürre von 1968 bis 1973 sind rund zehn Milliarden Dollar an Hilfe allein in die Sahelländer geflossen, etwa 40 Dollar pro Jahr und Einwohner. Doch die Hilfe hat wenig bewegt. Das CILSS (Zwischenstaatliche Komitee zum Kampf gegen die Dürre im Sahel) zog kürzlich als Koordinierungsorgan der Sahelhilfe eine Bilanz, die vernichtend ausfiel.

Ganze acht Prozent der Hilfe wurden darauf verwendet, die traditionelle Nahrungsmittelproduktion wie Hirse und Yams zu fördern, die Viehzucht zu regulieren, von der die Nomaden im nördlichen Sahel leben, und das ökologische Gleichgewicht, etwa durch Aufforstung, wiederherzustellen, die drei wichtigsten Faktoren zur Rettung des Sahel.

Nahrungsmittelhilfe kam dagegen in Mengen, und vor zehn Jahren, auf dem Höhepunkt der letzten Dürre, als 100 000 Menschen verhungerten, waren die Lebensmittelkonvois auch bitter nötig. Doch seither hängt Afrika in der Nahrungshilfe wie an einem Tropf, von dem es nicht mehr loszukommen scheint.

1983 erhielt Afrika 4,3 Millionen Tonnen Getreide geschenkt, die Hälfte aller weltweiten Nahrungsmittellieferungen. Dieses Jahr brauchen die 24 besonders von Getreideknappheit bedrohten afrikanischen Länder laut FAO-Generaldirektor Edouard Saouma mindestens 5,3 Millionen Tonnen Lebensmittelhilfe.

Das ist aber nur der Anfang. In einer Studie schätzt die FAO den Bedarf für 1990 auf 26 Millionen Tonnen weltweit. Saouma hält sogar 40 Millionen Tonnen Nahrungsmittelhilfe, davon den größten Teil wieder für Afrika, um die Jahrtausendwende für realistisch.

die Umgebung der alten Heimstätte nichts mehr herzugeben oder von bösen Geistern heimgesucht schien.

Manche wollen zurückkehren, wenn es besser wird. Das beweisen die im Eingang verlassener Lehmgehöfte in den Boden gerammten Dornbüsche. Es ist eine sichere Art, das Haus zu verschließen. Ein Senegalese aus der Gegend von St. Louis sagte: „Der Dornbusch bedeutet: Bleib draußen. Wenn du eindringst, trifft dich ein Fluch.“ Dennoch bleibt so manche Hütte für immer verlassen.

„Wasser“, meint der senegalesische Agrarfachmann Chissoko, „ist das Problem – nicht der Sand.“ Drastischer noch drückt es im obervoltaischen Sahel der deutsche Tropenlandwirt Alfred Richter aus: „Wo Sand ist, da besteht auch noch Hoffnung.“

Wie grünende Felder inmitten trostloser Sandlandschaften beweisen, ist da, wo es gelang, Wasser aus großer Tiefe heraufzuholen, der Anbau fast aller heimischen Kulturpflanzen auch auf Sandboden möglich. Selbst in der sengenden Wüstenhitze von über 50 Grad Celsius halten geschickte Landwirte sich noch mit allerlei Tricks die Möglichkeit zum erfolgreichen Ackerbau offen, bis die nächste Regenzeit einsetzt.

So decken manche das Gelände, das sie als besonders fruchtbar erkannt haben, mit Stroh ab. In den Halmen bleibt nachts der Tau hängen, und am Tag verhindert die Strohecke, daß der Boden steinhart austrocknet.

Mit Ausnahme des absoluten Dürrejahres 1973 gab es im Sahel jedes Jahr etwas zu ernten. Da allerdings die Regennengen jedes Jahr dürrig blieben, gaben auch die Sandäcker entsprechend geringere Erträge als in Jahren mit ergiebigen Regenfällen her. Aber auch jetzt sind selbst am Rand der Wüste die